

Chlodwig Poth: Aus dem Leben eines Taugewas

Memoiren wollte er eigentlich nie schreiben, der Karikaturist Chlodwig Poth, der am 4. April 1930 in Wuppertal geboren wurde, sich aber schon bald in Berlin wiederfand. Dass nun doch so etwas Ähnliches vorliegt, ist eigentlich einem traurigen Umstand zu verdanken: kurz vor seinem 70. Geburtstag verliert der Zeichner die Fähigkeit des scharfen Sehens (Diagnose: Makuladegeneration, eine Netzhauterkrankung), eine der Grundvoraussetzungen seines Berufes. Als eine Art Therapie beginnt er mit der Aufzeichnung seines Lebens, die er mit der Schilderung seiner Krankheitsentwicklung verwebt. Das Resultat hat sich Edgar Illert angeschaut.

Irgendwo in der Mitte des Buches sagt Chlodwig Poth einmal, dass es ihm schon immer Spaß gemacht habe, mit literarischen Zitaten seine Spielchen zu treiben. So dürfte auch der Titel seines Buches zustande gekommen sein, der sich an das bekannteste Werk Joseph von Eichendorffs anlehnt. Doch was versteht Poth unter einem „Taugewas“?

Auf den gut 300 Seiten des Buches erhält der Leser die Gelegenheit, sich darüber zu informieren. Poth ist Zeichner, Zeichner mit Leib und Seele. Schon als Kind wollte er nichts anderes werden, zeichnete bereits als Teenager Witze, die, wären sie in falsche Hände gekommen, den Jugendlichen in Kontakt mit dem Repressionsapparat des „Tausendjährigen Reiches“ gebracht hätten.

Im Frühjahr 1945 in Berlin-Tempelhof schwor der Konfirmand dem Gott seines Religionsunterrichts ab und ist seitdem bemüht, einen seinen agnostischen Fähigkeiten standhaltenden Ersatz zu finden.

Sein großes zeichnerisches Vorbild in seinen Jugendjahren ist Wilhelm Busch, dessen Zeichengeschichten er mit Heißhunger verschlang. Überhaupt ist Heißhunger, will meinen Wissensdurst, eine der zentralen Charaktereigenschaften des angehenden Künstlers. Als es nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus in Deutschland langsam wieder möglich wurde, ausländische Literatur zu lesen, verschlang er so ziemlich alles, was er kriegen konnte. Dass dies mitunter etwas Unordnung in seinem Kopf anrichtete, gibt er selbstironisch zu.

In den Nachkriegsjahren besuchte Poth die Hochschule für angewandte Kunst in Weißensee (Berlin-Ost), die er nach einem Jahr „wegen mangelnder Leistung“ (er war kein Arbeiterkind und wohnte außerdem noch in Westberlin) verlassen musste. Er bestand die Aufnahmeprüfung zum Sommersemester 1948 an der Hochschule für bildende Künste in Westberlin und entschied sich dort für das Fach „Freie Graphik“. Während seiner Studienjahre veröffentlichte er nebenbei seine Zeichnungen in diversen Berliner Blättern (unter anderem im „Insulaner“, der Zeitschrift, die Günter Neumann parallel zu seinem Radiokabarett herausgab). Sein Vorbild Wilhelm Busch war mittlerweile von Saul Steinberg abgelöst worden, was hauptsächlich mit Buschs hämischer Schadenfreude über das besiegte

Frankreich und über hungernde Franzosen nach dem Deutsch-Französischen Krieg zusammenhing. Außerdem war der „Witz ohne Worte“ in Mode gekommen.

So könnte man noch seitenlang die Autobiographie Poths nacherzählen, aber da ist es schon besser, man liest das Original. Denn der Karikaturist schreibt mit erstaunlich leichter und unterhaltsamer Feder, ein Umstand, der wohl in erster Linie seiner „Frankfurter Periode“ ab 1955 zu verdanken ist, die mit der Gründung der Satirezeitschrift „Pardon“ zusammen mit Kurt Halbritter, Hans Traxler und den Verlegern Bärmeier und Nickel einen ersten Höhepunkt erfuhr. Diese Art der Satire bediente sich eines Sammelsuriums an Vorbildern, so z.B. des Comic Strips, des Fotoromans, und schuf mit dem Etikett „Realsatire“ (so inszenierte man z.B. eine Enthüllung einer Günter-Grass-Büste in der Walhalla, was man fotografisch dokumentierte) in der noch relativ jungen Bundesrepublik etwas Einzigartiges.

„Pardon“ wurde zur Talentsammelstelle und -schmiede der deutschen Karikaturistengilde, Robert Gernhardt und Friedrich Karl Waechter – um nur die bekanntesten zu nennen – stießen zum „Pardon“-Team. Wie ein profilierungssüchtiger Verleger diese blühende Satirepflanze zum Verdorren brachte, beschreibt Poth mit kaum verhohlener Wut.

Aber der Mensch ist lernfähig. Die Fehler, die mit zum Untergang von „Pardon“ beitrugen, sollten bei dem „Nachfolgeblatt“ „Titanic“ vermieden werden, was die bis heute andauernde Existenz des „endgültigen Satiremagazins“ eindrucksvoll beweist.

Poth hatte sich längst wieder von seinem einstigen Vorbild Saul Steinberg verabschiedet und steht Wilhelm Busch heute wieder näher denn je. Er verfeinerte für seine Stadtschaften und seinen Zyklus „Last Exit Sossenheim“ seine flächige Zeichentechnik, einige seiner Zeichenbücher (erwähnt sei hier nur „Mein progressiver Alltag“) wurden zu Kultbüchern und Bestsellern, und er hätte sich eigentlich auf einen geruhsamen Lebensabend einstellen können, wäre da nicht die zunehmende Sehunschärfe gewesen, die in der Diagnose „Makuladegeneration“ kulminierte.

Der Weg durch Existenzängste und Depressionen bildet die zweite Ebene von Poths Erinnerungen. Seine Niederschrift ist Voraussetzung und Konsequenz der Niederschrift der Lebenserinnerungen. Und so folgt folgerichtig ein Kapitel „Lebensgeschichte“ einem Kapitel „Krankheitsgeschichte“ und umgekehrt bis zum Ende der 15 Kapitel. Schreiben als Therapie – Chlodwig Poth ist nicht der Erste, der diesen Weg wählt. Und mit dem Schreiben erwächst ihm auch der Mut, den Kampf mit der Krankheit aufzunehmen. Er bedient sich optischer Gerätschaften (Lupen u.Ä.), modifiziert seine Arbeitstechnik, „erarbeitet“ sich eine psychische Akzeptanz seiner geänderten Arbeitsbedingungen und gewinnt so die Freude an seiner zeichnerischen Arbeit zurück, die für ihn Grundvoraussetzung wahrer Zeichenkunst ist.

An einer Stelle des Buches sagt Poth einmal sinngemäß: Man muss dem Bild ansehen, dass es mit Freude gemalt worden ist. Und man merkt dem Buch Poths Erleichterung an, dass ihm zeichnerische Arbeit weiterhin mög-

lich ist. Und darauf – und ausschließlich darauf – kam es Chlodwig Poth beim Schreiben des Buches an.

Der Leser sollte sich also immer vor Augen halten, dass er es mit einem Zeichner und keinem Schriftsteller zu tun hat. Umso erstaunlicher ist das kurzweilige Produkt von Poths Therapie: „Aus dem Leben eines Taugewas“ ist erhellender als so manche „literarischen“ Erinnerungen.

Chlodwig Poth: Aus dem Leben eines Taugewas. Erinnerungen. 319 Seiten. München 2002. Ullstein Verlag. € 22,–